

ökologischen Transformation stärker an bestehende Strukturen an und versucht Transformationspfade auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen aufzuzeigen (vgl. WBGU 2011: 5, Brand, U. 2014, Engel/Knieling 2018: 15). Diesen vielfältigen Diskurs zu strukturieren, ist Ziel des folgenden Kapitels.

6. Zentrale Stränge des Nachhaltigkeitsdiskurses

Wie herausgearbeitet wurde, handelt es sich bei Nachhaltigkeit um ein komplexes und vor allem umkämpftes gesellschaftliches Leitbild. Versucht man die unterschiedlichen Ebenen und Ausprägungen zu ordnen, so zeigen sich drei zentrale Diskursstränge, die in der Folge ausführlicher behandelt werden: Der erste rückt die Frage in den Fokus, welche Dimensionen (vor allem ökologisch, ökonomisch, sozial) für die Nachhaltigkeit eine Rolle spielen. Der zweite Diskursstrang behandelt unterschiedliche politische Positionen und damit verbundene Paradigmen und umfasst unter anderem die kontroverse Debatte über die Rolle wirtschaftlichen Wachstums. Der dritte Diskursstrang thematisiert schließlich die unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen – von der lokalen bis zur globalen Ebene – auf denen Nachhaltigkeit verhandelt, realisiert und verhindert wird.

6.1 Dimensionen der Nachhaltigkeit: Ökologisch, ökonomisch, sozial?

Eine zentrale Rolle im Diskurs um eine nachhaltige Entwicklung spielt die Differenzierung verschiedener Dimensionen von Nachhaltigkeit – zumeist die ökologische, die ökonomische und die soziale Dimension – sowie ihr Verhältnis untereinander (vgl. Grunwald/Kopf Müller 2012: 54, Huber 2011b: 155f.). Diese mitunter auch als Säulen bezeichneten Dimensionen werden in den verschiedenen Nachhaltigkeitskonzepten unterschiedlich gefüllt und miteinander in Beziehung gesetzt. Klassischerweise wird bei der Bestimmung von Nachhaltigkeit zwischen Ein- und Mehr-Säulenmodellen sowie integrativen Konzepten unterschieden. Während bei Ein-Säulenmodellen eine der Dimensionen von Nachhaltigkeit (zumeist die ökologische Dimension) als dominant erachtet wird, gehen die Mehr-Säulen-Modelle, ebenso wie das Nachhaltigkeitsdreieck, von einem Gleichgewicht der Dimensionen aus, was in der konkreten Analyse oftmals zu Konflikten zwischen einzelnen Dimensionen – etwa zwischen der ökologischen und der ökonomischen oder der

Wachstums- und Kapitalismuskritik (ebd.: 156f.). Kapitalismus- und globalisierungskritische Positionen im Postwachstumsdiskurs zeichnen sich schließlich durch »eine stark ausgeprägte Analyse der Wachstumszwänge kapitalistischer Gesellschaften sowie durch eine Betonung der damit zusammenhängenden Machtdynamiken aus« (ebd.: 157). In der konkreten Praxis existieren zwischen diesen unterschiedlichen Strömungen jedoch starke Überschneidungen, insbesondere in der Problemdefinition.

ökologischen und der sozialen – führt (vgl. Renn et al. 2007: 27ff.). Dabei implizieren Säulenmodelle eine stärkere Eigenständigkeit der einzelnen Problemfelder, während der Begriff Dimension eine stärkere Verknüpfung hervorhebt (vgl. Pufé 2012:109ff.). Integrative Konzepte betonen noch einmal besonders die Interdependenzen zwischen den einzelnen Dimensionen und postulieren eine mehrdimensionale Analyseperspektive (vgl. Brandl et al. 2001: 80ff.). Die drei Dimensionen bleiben jedoch weiter, zumindest indirekt, relevant (vgl. Pufé 2012: 101). Doch was wird unter den verschiedenen Dimensionen üblicherweise verstanden?

Die *ökologische Dimension der Nachhaltigkeit* ist auf das Verhältnis der Menschheit zu ihrer natürlichen Lebensgrundlage ausgerichtet und fordert, dieses neu zu bestimmen (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 54f.). Sie postuliert die Entwicklung menschlicher Gesellschaften an ökologische Erfordernisse anzupassen, um einen dauerhaften Erhalt und die Regenerationsfähigkeit der natürlichen Lebensgrundlagen zu gewährleisten (vgl. Huber 2011b: 155). Dabei geraten sowohl Ressourcenprobleme, wie etwa der fortschreitende Verbrauch natürlicher nicht-regenerativer Ressourcen, die unter anderem unter den Stichworten Peak Oil (vgl. z.B. Wanner et al. 2013) und Peak Everything (vgl. z.B. Heinberg 2010) diskutiert werden, als auch Senkenprobleme, also die Aufnahmekapazität natürlicher Ökosysteme wie der Atmosphäre oder der Ozeane, ins Blickfeld (vgl. Pufé 2012: 96). Die Belastbarkeit der Ökosysteme wird oftmals über Leitplanken, wie beispielsweise das 2-, bzw. 1,5-Grad-Ziel, operationalisiert.² Diese bilden keine objektiven ökologischen Grenzen, sondern sind »Ausdruck von Vorsorgeüberlegungen und hängen von der mehr oder weniger großen Risikobereitschaft im Umgang mit natürlichen Systemen ab« (Grunwald/Kopfmüller 2012: 56). Im Anschluss an solche Modelle werden auch Indikatoren auf individueller Ebene berechnet, wie etwa der ökologische Fußabdruck einer Person (vgl. Global Footprint Network o.J.). Neben diesen eher anthropozentrisch ausgerichteten Aspekten, der Systemstabilisierung, werden mitunter – vor allem in ökozentrischen Diskursen – auch normative Überlegungen und Diskurse zu einem Eigenwert der Natur der ökologischen Dimension zugerechnet (vgl. Brand, 2017: 58).

Die *soziale Dimension der Nachhaltigkeit* wird in der Nachhaltigkeitsforschung immer noch vernachlässigt und es ist weiterhin umstritten, was genau darunter verstanden werden soll (vgl. Pufé 2012: 99, Görgen/Wendt 2015: 6ff., Opielka 2016: 33). Betrachtet man den Diskurs zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit, so ist festzustellen, dass es in Deutschland rund um die Jahrtausendwende eine übersichtliche Diskursphase gab, in der die Definition der sozialen Nachhaltigkeit debattiert und erste Vorschläge für eine theoretische Fundierung gemacht wurden (vgl. Hans-Böckler-Stiftung 2000, Empacher/Wehling 2002, Bizer 2000, Feindt 2000, Kneer 2000). Mitte der 2000er Jahre verlor die Diskussion dann jedoch an

2 So etwa in den SDGs (vgl. UN2015a: 9) oder im Pariser Klimaabkommen (vgl. UN2015b: 3).

Bedeutung und wurde nicht mehr oder nur in einem sehr begrenzten Umfang (vgl. z.B. Schachtschneider 2007) fortgeführt, obwohl keine befriedigende Lösung für das Problem einer theoretischen Fundierung der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit gefunden wurde. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass vorhandene (politische) Indikatorensätze eine gewisse theoretische Sättigung implizierten, die jedoch de facto nicht vorhanden war. Erst in den letzten Jahren werden die soziale Dimension und die damit zusammenhängenden Fragen wieder stärker in den Blick genommen (vgl. Omann et al. 2010, Dillard et al. 2012b, Opielka 2015, Grundmann 2016, Opielka/Renn 2017, Ketschau 2019).

Iris Pufé (vgl. 2012: 98) verbindet soziale Nachhaltigkeit vor allem mit dem dauerhaften Erhalt sozialer Systeme. Ganz ähnlich definiert Alexander Nowak (2018) soziale Nachhaltigkeit als »Aufrechterhaltung des Gesundheitszustands« von Sozialsystemen, ergänzt jedoch noch die Verantwortung von Unternehmen gegenüber der Gesellschaft und verknüpft soziale Nachhaltigkeit auf diese Weise mit dem Diskurs zur Corporate Social Responsibility (CSR)³. Grundmann plädiert hingegen für eine sozialisationstheoretische Bestimmung sozialer Nachhaltigkeit und schafft somit eine Anschlussfähigkeit an Fragen der Lebensführung, indem er den Blick auf »das soziale Miteinander, auf soziale Beziehungen, auf wechselseitige, aufeinander bezogene Handlungsvollzüge und sich daraus ergebende, bzw. diese rahmende Handlungsstrukturen« (Grundmann 2016: 1) richtet. Ihm zufolge ist soziale Nachhaltigkeit »keine Tatsache, sondern eine erstrebenswerte soziale Praxis zum Zweck des Erhalts von ökologischen, ökonomischen und sozialen Ressourcen« (ebd.: 5). Andere Autor*innen betonen stärker die Relevanz von Gerechtigkeit für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit (vgl. Görgen/Wendt 2015: 6ff., Ketschau 2019: 29). Als anschlussfähig an diese Überlegungen erweisen sich auch die Arbeiten von Rauschmayer und anderen, die sich daran versuchen, den »Capability Approach« (Fähigkeitenansatz) von Martha Nussbaum (vgl. 1999) und Amartya Sen (vgl. [1999] 2007) für den Nachhaltigkeitsdiskurs fruchtbar zu machen (vgl. Omann et al. 2010, Rauschmayer et al. 2014). Dieser liefert eine »Bemessungsgrundlage für die Beurteilung menschlichen Wohlergehens« (ebd.: 8) und trägt auf diese Weise dazu bei, einen zentralen Aspekt sozialer Nachhaltigkeit zu konkretisieren. Kopfmüller et al. (2001: 172) verweisen schließlich hinsichtlich der sozialen Dimension unter dem Titel der »Bewahrung von Entwicklungs- und Handlungsmöglichkeiten« auf einen bunten Strauß von unterschiedlichen Forderungen: »Chancengleichheit im Hinblick auf Bildung, Beruf, Information; Partizipation an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen; Erhaltung des kulturellen Erbes und der kulturellen Vielfalt; Erhaltung der kulturellen Funktion der Natur; Erhaltung sozialer Ressourcen«.

Die *ökonomische Dimension* verweist zumeist auf die betriebswirtschaftliche Resilienz einer Organisation, bzw. eines Unternehmens (vgl. Pufé 2012: 98), die Leis-

3 Zur Entwicklung des Konzeptes CSR vgl. Schultz 2011.

tungsfähigkeit und Stabilität eines ökonomischen Systems, den Erhalt und Ausbau der gesellschaftlichen Produktivkräfte sowie Vorstellungen eines nachhaltigen wirtschaftlichen Wachstums (vgl. Enquete-Kommission Schutz des Menschen und der Umwelt 1998: 26f., Huber 2011b: 155). Hierbei sind Konfliktpotentiale zwischen der ökonomischen und den anderen beiden Dimensionen zu erkennen. So stellt sich die Frage, ob ein Wirtschaftsmodell, das auf stetiges ökonomisches Wachstum angewiesen ist, als nachhaltig bezeichnet werden kann oder ob an dieser Stelle die ökonomische Dimension mit der ökologischen und der sozialen Dimension kollidiert, wie von Vertreter*innen der Postwachstumsökonomie immer wieder kritisiert wird (vgl. z.B. Jackson 2011: 35f., Paech 2012: 71ff.).

Neben der ökologischen, der ökonomischen und der sozialen Dimensionen finden sich im Diskurs auch immer wieder Vorschläge, bestehenden Nachhaltigkeitskonzepten weitere Dimensionen hinzuzufügen, bzw. diese zu integrieren. So argumentieren Grunwald und Kopfmüller, dass auch eine *politisch-institutionelle Dimension*, notwendig sei, da die »Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung sicher nicht ohne politische und andere Formen der Steuerung aus[kommt]« (Grunwald/Kopfmüller 2012: 58). Auch Forderungen nach der Ergänzung einer *kulturellen Dimension* finden sich in der Literatur. So argumentiert Davide Brocchi (vgl. 2007: 1), unter anderem im Anschluss an das Umweltgutachten des Sachverständigenrates für Umweltfragen (SRU) (vgl. 1994), dass es kultureller Strategien und Lösungen bedürfe, da die Umweltkrise (auch) eine kulturelle Krise sei.

6.1.1 Kritik der Dimensionen: Zwischen Ziel und Prozess

Betrachtet man den Diskurs um die verschiedenen Dimensionen, so wird deutlich, dass die diskutierten Definitionen und Konzepte sehr vielfältig sind und dabei miteinander verschiedene Ebenen vermischt werden. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass die verschiedenen Dimensionen – zumindest die ökologische, die ökonomische und die soziale – oftmals als gesetzt angenommen und anschließend aus unterschiedlichen (professionsspezifischen) Perspektiven heraus gefüllt werden. Während so etwa die Wirtschaftswissenschaftlerin Iris Pufé die Dimensionen stark mit unterschiedlichen Kapitalformen (vgl. Pufé 2012: 89f.) verbindet, werden sie von der Enquete Kommission »Schutz des Menschen und der Umwelt« (vgl. 1998: 24ff.) stärker mit konkreten und abstrakten politischen Leitlinien verknüpft. Darüber hinaus zeigt sich das Problem, dass die Dimensionen und die mit ihnen verbundenen Versuche der Operationalisierung durch Indikatorensätze aufbauend auf ihrer spezifischen Perspektive oftmals auf sehr unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen und Teilsysteme verweisen. Schließlich ist festzustellen, dass oftmals grundlegende Ziele nachhaltiger Entwicklung mit Prozessen und Strategien vermischt werden, was eine klare Systematisierung weiter erschwert. Konrad Ott und Ralf Döring (2011: 39) bezeichnen das Drei-Säulen-Modell entsprechend

als den großen »Weichspüler« des Nachhaltigkeitsdiskurses, da jeder Akteur hier eintragen könne, was er für richtig hält.

Aus diesen Gründen erscheint es für die Bestimmung und Konzeptualisierung von Nachhaltigkeit für diese Untersuchung sinnvoll, einen Schritt zurück zu treten und zunächst zu fragen, was mit den Dimensionen genau geordnet und strukturiert wird, bzw. werden soll. Gehen wir davon aus, dass Nachhaltigkeit ein politisches-normatives Leitbild ist, das gesellschaftlich angestrebt werden kann und soll, so ist zunächst zu fragen, welche normativen Prämissen und welche Ebenen hier grundlegend sind. Gordon Walker (vgl. 2012) führt in seinen Arbeiten zur Umweltgerechtigkeit eine Heuristik ein, die dabei helfen kann, die unterschiedlichen Aspekte, die mit dem Konzept der Dimensionen angesprochen werden, zu systematisieren. Er unterscheidet dabei zwischen drei Elementen der Anspruchsformulierung: Erstens, der normativen Frage, wie die Dinge sein sollen (*Justice*), zweitens, der Beschreibung, wie die Dinge sind (*Evidence*) und drittens der Erklärung, wieso die Dinge sind, wie sie sind (*Process*) (vgl. ebd.: 40). Es lässt sich somit zwischen der Analyse der Verhältnisse, den normativen Zielen, die formuliert werden, und dem Prozess der Zielerreichung und den damit verbundenen Strategien unterscheiden.

Überträgt man diese Heuristik auf den Nachhaltigkeitsdiskurs, so lassen sich die unterschiedlichen Dimensionen der Nachhaltigkeit neu ordnen. Gehen wir dabei von der breit akzeptierten Brundtlanddefinition aus, so lässt sich feststellen, dass inter- und intragenerationale Gerechtigkeit auf globaler Ebene unter Berücksichtigung der ökologischen Rahmenbedingungen als normative Ziele im Zentrum des Konzeptes stehen (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 24). Eine entscheidende Grundlage des Nachhaltigkeitsdiskurses bestand von Beginn an in der Einsicht der unzertrennbaren Verknüpfung von Umwelt und Entwicklungsfragen (vgl. ebd.). Anders gesagt, der *ökologischen* und der *sozialen Frage* (vgl. Opielka 2015: 4).

Als zentrale *normative Zieldimensionen* der Nachhaltigkeit lassen sich daraus ableiten und im Einklang mit Walkers Heuristik *Gerechtigkeit* und *ökologische Intaktheit* definieren. Zugleich erschöpfen sich die Dimensionen der Nachhaltigkeit jedoch üblicherweise nicht in diesen normativen Zielen, sondern umfassen auch Aspekte von Prozessen, bzw. Strategien.⁴ So lassen sich etwa hinsichtlich der im Diskurs vertretenen Konzeptionen sozialer Nachhaltigkeit zwei Ebenen unterscheiden, die auf unterschiedliche Verständnisse des Begriffs *sozial* rekurrieren. Zum einen die eben ausgeführte normative Ebene, die auf Gerechtigkeitsfragen und damit verbundene soziale Ungleichheiten – also die klassische soziale Frage – verweist, und zum anderen eine eher soziologische Ebene, die fokussiert, wie gesellschaftliche Transformationsprozesse ablaufen und welche sozialen Bedingun-

4 Diese werden allerdings in gesellschaftlichen Diskursen wiederum mitunter zu (Zwischen-)Zielen erhoben.

gen eine nachhaltige Entwicklung in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen fördern, bzw. unterminieren (vgl. Görgen/Wendt 2015: 6ff.).

Ähnlich argumentiert auch Stefan Lorenz, wenn er im Rahmen einer kritischen Reflexion des breit diskutierten Konzeptes sozialer Nachhaltigkeit von Michael Opielka (vgl. Opielka 2015, Opielka 2017)⁵, drei Bedeutungen des Begriffs sozial unterscheidet (vgl. Lorenz 2017: 127ff.): Erstens eine enge Bedeutung, die auf sozialpolitische Fragen verweist, zweitens eine weite Bedeutung, die im Kern auf ein soziologisches Konzept nachhaltiger Gesellschaftsentwicklung gerichtet ist und drittens eine sozialwissenschaftliche Konzeption ökologischer Problemstellungen (ebd.: 129). Während die erste Bedeutung auf die grundsätzliche normative Ausrichtung von Nachhaltigkeit verweist, ließen sich im Rahmen der »soziologischen« Dimension der Nachhaltigkeit Fragen nach nachhaltigen sozialen Systemen oder auch einer nachhaltigen Lebensführung, der damit verbundenen alltäglichen sozialen Praktiken, ihrer Bedingungen und sozialen Einbettung, die im Zentrum dieser Untersuchung stehen, thematisieren. Die dritte Ebene zielt auf gesellschaftliche Naturverhältnisse und wird von Lorenz mit dem Begriff »sozial-ökologisch« beschrieben (vgl. ebd.). Ohne eine genauere Differenzierung dieser unterschiedlichen Bedeutungen sozialer Nachhaltigkeit kommt es immer wieder zu Missverständnissen (vgl. ebd., siehe auch Görgen/Wendt 2015: 14), sodass es für diese Untersuchung notwendig ist, sich genauer damit zu beschäftigen.

-
- 5 Opielka (2015) versucht in seiner Konzeption sozialer Nachhaltigkeit, ausgehend von der historischen Entwicklung der ökologischen sowie der sozialen Frage, den Diskurs um soziale Nachhaltigkeit zu ordnen und unterscheidet hierbei zwischen einem engen, einem internalen und einem weiten Verständnis sozialer Nachhaltigkeit. Das enge Verständnis konzipiert soziale Nachhaltigkeit als »eine der ›drei Säulen‹ von Nachhaltigkeit [...], als Begleitung der ökologischen Dimension, die bei dieser Konzeption im Zentrum steht« (ebd.: 38). Ihr fällt hierbei vor allem die Aufgabe von Konfliktreduktion und Umverteilung, z.B. in Folge der Benachteiligung durch Energiepreise, zu. Das interne Verständnis entwickelt die soziale Dimension aus dem Sozialen selbst heraus. Hierbei rücken Aspekte wie Generationengerechtigkeit, die Verteilung von Finanzlasten oder auch das Konzept der Commons in den Blick. Das weite Verständnis entwirft soziale Nachhaltigkeit schließlich als gesellschaftliches Transformationsprojekt. Dabei wird argumentiert, dass »eine primär technologische und ökonomische Strategie den systemischen Charakter der sozial-ökologischen Problemstellung verfehlt« (ebd.: 39). In seinen neueren Arbeiten führt Opielka darüber hinaus noch ein skeptisches Verständnis von sozialer Nachhaltigkeit ein. Es adressiert soziale Nachhaltigkeit als »Nachhaltigkeit ökonomischer Funktionalitäten« (Opielka 2017: 14). Dabei geht es vor allem um Generationengerechtigkeit in der Verteilung von Finanzlasten zwischen Jung und Alt oder die Begrenzung von Staatsschulden. Zugleich wird eine Förderung von Nachhaltigkeit durch öffentliche Investitionen negativ bewertet. Hier zeigt sich ein skeptisches, an einen liberalen Politik- bzw. Regimetyp angelehntes Verständnis, das soziale Nachhaltigkeit in einem engen, oder gar weiten Sinne negativ bewertet (vgl. ebd.). Es wird deutlich, dass auch bei Opielka Ziele, Prozesse und Analyse nicht klar voneinander abgegrenzt werden.

Auch bezüglich der ökologischen Dimension lassen sich normative Fragen im Sinne einer Zieldimension von Strategien und Prozessen trennen. Die normativen Aspekte der ökologischen Dimension von Nachhaltigkeit sind stark mit der Frage nach dem Eigenwert der Natur verbunden und werden insbesondere in sozialen Bewegungen (vgl. Brand, K.-W. 2014: 60), aber auch im Rahmen der Umweltethik diskutiert (vgl. Ott et al. 2016). Dabei stehen anthropozentrische Positionen, die den Wert der Natur vor allem anhand ihrer Funktion für die menschliche Gesellschaft bestimmen, physiozentrischen Positionen gegenüber, die der Natur und ihren Lebewesen einen Eigenwert zuweisen und die hervorgehobene Stellung des Menschen als willkürlich und moralisch nicht haltbar kritisieren (vgl. ebd.: 10ff.). Innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses dominieren anthropozentrische Perspektiven, die jedoch in den letzten Jahren verstärkt von physiozentrischen Positionen unterschiedlicher Ausprägung – wie radikale Ökologie, Deep Ecology, Ökofeminismus oder Bioregionalismus – herausgefordert werden (vgl. Brand, K.-W. 2014: 57ff.). Prozesse und Strategien, also das »Wie« der ökologischen Dimension, werden üblicherweise unter dem Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse verhandelt, der bereits mit Bezug auf Lorenz eingeführt wurde. Dabei geht es um die genaue Ausgestaltung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft (vgl. Görg 1999: 1). In den letzten Jahren finden sich verstärkt Positionen, die danach streben den analytischen Dualismus von Mensch und Natur zu überwinden (vgl. Baerlocher 2013: 63ff.), was eine radikale Neuordnung grundlegender sozialwissenschaftlicher Grundbegriffe und Konzepte impliziert. Prominent sind dabei zum einen die Science and Technology Studies (SST), die infolge des *material turns* in den Sozialwissenschaften auch nicht-menschlichen Entitäten Akteursqualitäten zugestehen (vgl. Lemke 2017: 6), sowie post- und transhumanistische Ansätze, die eine Weiterentwicklung des Menschen mithilfe von Technologien postulieren (vgl. More 2013: 3), was ebenfalls zu einer Infragestellung des Mensch-Natur-Dualismus, allerdings aus einer anderen Richtung heraus, führt.

Die Durchmischung von normativen Zielen und Strategien, zeigt sich auch und insbesondere an der ökonomischen Dimension. So wird beispielsweise im Diskurs über nachhaltige Entwicklung immer wieder Wirtschaftswachstum als eigenständiges Ziel ausgegeben (vgl. Huber 2011b: 155) – so auch kürzlich wieder in den SDGs (vgl. UN 2015a) –, was in der konkreten Anwendung immer wieder zu Zielkonflikten mit ökologischen und sozialen Anliegen kommt. Bei genauerer Betrachtung ist Wirtschaftswachstum jedoch kein eigenständiges Nachhaltigkeitsziel, sondern vielmehr *eine mögliche* Strategie, um nachhaltigkeitsbezogene Ziele – etwa die Reduzierung von Armut – zu erreichen. Eine alternative Strategie wäre beispielsweise die Umverteilung bestehender Produktions- und Konsumptionskapazitäten (vgl. Schmelzer/Vetter 2019: 159ff.). Hinsichtlich der Heuristik von Walker bezieht sich Wirtschaftswachstum also weniger auf die normative Frage, wie die Dinge sein sollen, sondern vielmehr auf die Frage des »Wie«, also den Prozess. Somit han-

delt es sich nicht um eine eigenständige Ziel- sondern vielmehr um eine *Prozessdimension* nachhaltiger Entwicklung, was die Frage aufwirft, ob sie tatsächlich den gleichen Stellenwert für eine nachhaltige Entwicklung besitzt, wie die normativen Zieldimensionen der Gerechtigkeit und der ökologischen Intaktheit und folglich als Teil eines Nachhaltigkeitsdreiecks gesetzt werden kann. Entsprechend erscheint es für diese Untersuchung sinnvoll, sich hinsichtlich der normativen Zieldimensionen der Nachhaltigkeit auf die ökologische und die soziale zu fokussieren, da es sich bei der ökonomischen Dimension weniger um eine eigenständige Zieldimension, einen Zweck, sondern vielmehr um eine Prozessdimension im Sinne eines Mittels handelt.

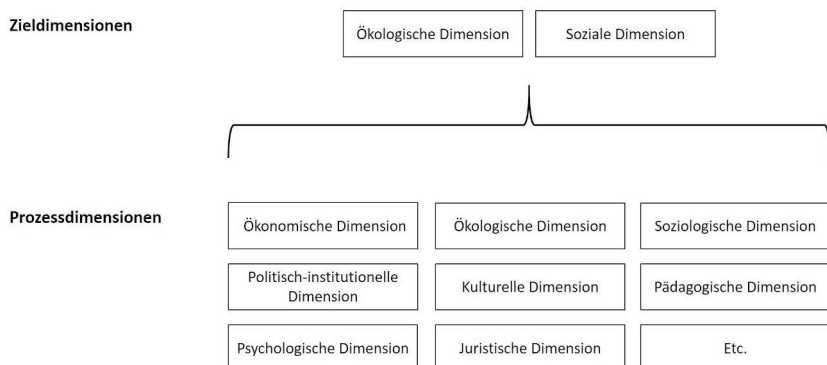
Gleiches gilt auch für die weiteren Dimensionen, die im Laufe der Zeit als Ergänzung des Dreisäulenmodells vorgeschlagen wurden. Bei der politisch-institutionellen Dimension ist dies ganz offensichtlich. Sie bezieht sich schon bei Grunwald und Kopfmüller explizit auf das »Wie« und nicht auf das »Was« einer nachhaltigen Entwicklung (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 58f.). Auch die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit, lässt sich auf diese Weise einordnen, da sie mögliche Strategien der kulturellen Umorientierung thematisiert (vgl. Brocchi 2007: 1). Analog ließen sich auch weitere gesellschaftliche Handlungsfelder bestimmen, die für den Prozess, also die Frage des »Wie« einer nachhaltigen Entwicklung von Bedeutung sind. So könnten in diesem Sinne beispielsweise auch eine pädagogische, eine psychologische oder eine juristische Dimension der Nachhaltigkeit ergänzt werden. Diese sind mitunter im Diskurs bereits angelegt, ohne explizit als Dimensionen adressiert zu werden. Grundlagen einer pädagogischen Dimension der Nachhaltigkeit, die unter anderem Bildungsinhalte und -strukturen beinhalten könnte, werden etwa in dem umfangreichen Diskurs rund um das Schlagwort der Bildung für eine nachhaltige Entwicklung (BNE) (vgl. z.B. de Haan 2002, Michelsen/Fischer 2016, Grundmann 2017) diskutiert. Hinsichtlich einer psychologischen Dimension der Nachhaltigkeit ließe sich auf das Konzept der mentalen Infrastrukturen des Sozialpsychologen Harald Welzer (vgl. 2011) zurückgreifen, der anhand der Wachstumsfrage thematisiert, wie kollektiv geteilte psychologische Denkstrukturen nicht-nachhaltige Praktiken stabilisieren und wie diese aufgebrochen werden können (vgl. ebd.: 37ff.). Aus einer eher wirtschaftspsychologischen Perspektive ließen sich auch Diskussionen zum sogenannten »Nudging« – also der Beeinflussung von (Konsum-)Entscheidungen von Individuen, nicht durch Verbote und Zwang, sondern durch die strategische Platzierung der Angebote (vgl. Thaler/Sunstein 2008: 6) – einer psychologischen Dimension der Nachhaltigkeit zuordnen. Der Bereich des Rechts und der Rechtswissenschaften spielt – so ließe sich argumentieren – ebenfalls für die Ausgestaltung einer sozial-ökologischen Transformation zur Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle. Auch in diesem Feld existieren bereits Diskurse, die die Ausgestaltung von Rechtsprinzipien und vor allem deren Inter-

pretation im Hinblick auf Nachhaltigkeit thematisieren (vgl. z.B. Gehne 2008, Kahl 2018). Entsprechend lässt sich zusammenfassen:

Nachhaltigkeit, konzipiert als umfassendes Leitbild und Transformationsprojekt, erfordert hinsichtlich des Transformationsprozesses Veränderungen auf *allen* Ebenen und in allen (Sub-)Systemen moderner Gesellschaften. Zwar ließen sich für alle diese Dimensionen auch (Teil-)Ziele formulieren, die für eine nachhaltige Transformation der Gesellschaft förderlich sind. Es handelt sich dabei jedoch letztendlich immer um Fragen des »Wie« und nicht des »Was« und somit um Prozess- und weniger um eigenständige normative Zieldimensionen der Nachhaltigkeit. Eine herausragende Stellung einer einzelnen Prozessdimension, wie sie der ökonomischen Dimension innerhalb der Säulenmodelle oder des Nachhaltigkeitsdreiecks zugestanden wird, ist in der Folge jedoch nicht mehr zu rechtfertigen. Vielmehr erscheint es – in dieser Untersuchung und darüber hinaus – zielführend, zwischen Ziel- und Prozessdimensionen zu differenzieren (vgl. Abbildung 2).

Mithilfe der Differenzierung zwischen Ziel- und Prozessdimensionen lassen sich die Dimensionen der Nachhaltigkeit neu ordnen. Dadurch wird es möglich, ein reflektiertes Verständnis des Verhältnisses der unterschiedlichen Dimensionen innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses zu generieren und auf diese Weise vermeintliche Zielkonflikte von vorneherein aufzulösen, bzw. zu entlarven. Dabei impliziert die Unterscheidung nicht, dass die Prozessdimensionen für Nachhaltigkeit eine geringere Relevanz haben. Sie werden jedoch anders eingebettet und müssen immer zu den normativen Zieldimensionen ins Verhältnis gesetzt werden.

Abbildung 2: Neuordnung der Dimensionen der Nachhaltigkeit (eigene Darstellung)



6.1.2 Ethische Grundlagen der Nachhaltigkeit

Infolge der Differenzierung der Dimensionen konzentriert sich die Argumentation hinsichtlich der weiteren Grundlegung des Nachhaltigkeitskonzeptes für diese Untersuchung auf die beiden normativen Zieldimensionen – also die ökologische und die soziale Dimension. Diese Dimensionen, die sich auch im Begriff der sozial-ökologischen Transformation niederschlagen, können anschließend auf die Ebene der Lebensführung und der sozialen Praktiken bezogen werden. Hinsichtlich der *sozialen Dimension* als normative Zieldimension wurde bereits betont, dass sie grundsätzlich auf Fragen der inter- und intragenerationalen Gerechtigkeit ausgerichtet ist. Um sie jedoch für die Analyse erschließen zu können, sind weitere Konkretisierungen erforderlich. Diese beziehen sich zum einen auf die Frage, wie Gerechtigkeit im Rahmen der Nachhaltigkeit genau gefasst werden kann und zum anderen welche unterschiedlichen Bereiche dabei relevant sind.

Ott und Döring (vgl. 2011) setzten sich im Rahmen der Entwicklung ihres Konzeptes von starker Nachhaltigkeit intensiv mit den gerechtigkeitstheoretischen Grundlagen der Nachhaltigkeit auseinander. Sie argumentieren, dass eine ethische Grundlegung der Nachhaltigkeit notwendig sei, da sich Verteilungsfragen als normative Fragen nicht an die Ökonomik delegieren und sich Gerechtigkeitsprinzipien nicht angemessen als altruistische Präferenzen verstehen ließen (vgl. ebd.: 51). Nachhaltigkeit bezieht sich ihnen zufolge auf inter- und intragenerationale Gerechtigkeit hinsichtlich »a) Chancen zur Befriedigung von Bedürfnissen und zur Ausübung von Fähigkeiten, [...] b) Zugängen zu natürlichen und kulturellen Ressourcen und c) der Bereitstellung von Gütern i.w.S.« (ebd.: 45). Gerechtigkeit wird dabei verstanden als »der Inbegriff all der Prinzipien, Regeln und Verfahren, die die Verteilung von Rechten, Pflichten, Chancen, Kompetenzen, Gütern i. w. S. für alle hiervon direkt oder indirekt Betroffenen auf eine diskursrational annehmbare Weise regulieren« (ebd.: 47). Innerhalb der Ethik konkurrierten dabei egalitäre und nicht-egalitäre Auffassungen der Gerechtigkeit miteinander. Während nicht-egalitäre Ansätze auf die Konzeption und Einhaltung eines Grundstandards für alle Menschen ausgerichtet sind, Ungleichheiten jenseits dieses Standards jedoch als unproblematisch ansehen, argumentieren egalitäre Ansätze darüber hinaus, dass Gleichheit zwischen Menschen (und Generationen) um ihrer selbst willen anzustreben ist (vgl. ebd.: 51). In ihren Ausführungen zu den Gerechtigkeitsgrundlagen der Nachhaltigkeitsidee beziehen sich Ott und Döring insbesondere auf die Theorie der Gerechtigkeit von John Rawls (vgl. 1975).

Rawls Theorie der Gerechtigkeit gilt als einer der wichtigsten Beiträge zur Politischen Ethik des zwanzigsten Jahrhunderts (vgl. Höffe 2013a: 1). Er setzt sich mit seinem liberalen Konzept der Gerechtigkeit als Fairness von utilitaristischen Gerechtigkeitskonzepten ab, die das »höchste Ziel politischen Handelns im maximalen Wohlergehen aller Betroffenen« (ebd.: 14) sehen. Rawls, der Gerechtigkeit vor

allem auf die institutionelle Grundordnung einer Gesellschaft bezieht (ebd.: 8f.), formuliert für seine Theorie die folgenden beiden zentralen Gerechtigkeitsgrundsätze:

»Erster Grundsatz: Jedermann hat gleiches Recht auf das umfangreichste Gesamtsystem gleicher Grundfreiheiten, das für alle möglich ist. Zweiter Grundsatz: Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten müssen folgendermaßen beschaffen sein: (a) sie müssen unter der Einschränkung des gerechten Spargrundsatzes den am wenigsten Begünstigten den größtmöglichen Vorteil bringen, und (b) sie müssen mit Ämtern und Positionen verbunden sein, die allen gemäß fairer Chancengleichheit offenstehen.« (Rawls 1975: 336)

Der erste Grundsatz hat dabei Rawls zufolge Vorrang vor dem zweiten (vgl. Höffe 2013a: 12). Hinsichtlich der Begründung dieser Prämissen greift Rawls auf die klassische vertragstheoretische Idee eines Urzustandes (*original position*) zurück und verknüpft diese mit Ideen rationalen Handelns (vgl. ebd.: 19). Infolge dieser Reformulierung sollen Gerechtigkeitsgrundsätze aus dem »aufgeklärten Selbstinteresse« (ebd.: 18) abgeleitet werden. Entscheidend ist hierbei die Idee des Schleiers des Nichtwissens (*veil of ignorance*). Die Entscheider*innen im fiktiven Urzustand legen die Regeln und Strukturen einer Gesellschaft fest, ohne zu wissen, welche Position innerhalb der Gesellschaft sie selber einnehmen würden (Rawls 1975: 160). Dabei folgen sie Rawls zufolge der sogenannten Maximin-Regel, also der Maximierung des Minimums (das sie selbst treffen könnte), woraus sich die genannten Grundprämissen ableiten lassen (vgl. Höffe 2013a: 18ff.).

Ott und Döring (vgl. 2011: 97) übertragen die Rawlsschen Ideen auf die Frage der Generationengerechtigkeit und begründen hier einen intergenerationalen Egalitarismus.⁶ Diesem entsprechend ist »keine Generation berechtigt, die Bedingungen der Möglichkeit zukünftigen Lebens zu schmälern oder zu untergraben« (ebd.: 99ff.). Der Egalitarismus, der auch intragenerational zur Anwendung kommt (vgl. ebd.: 92f.), ergänzt hierbei einen »unverzichtbaren absoluten Standard« (ebd.: 102), der anhand des Capability Approach interpretiert wird und universell in Raum und Zeit gilt (vgl. ebd.: 102).

Der Capability Approach geht auf Amartya Sen und Martha Nussbaum zurück und setzt sich von anderen gerechtigkeits-theoretischen Ansätzen ab, indem er nicht die grundlegende Güterausstattung oder gerechte institutionelle Verfahren, sondern vielmehr die konkreten Verwirklichungschancen (*capabilities*) bestimmte Funktionen (*functionings*) zu realisieren ins Zentrum stellt (Sen [1999] 2007: 31f.). Funktionen sind dabei definiert als Dinge, »die eine Person gerne tun oder die sie gern sein mag« (ebd.: 95) und reichen »von elementaren Gegebenheiten wie

6 Zur Einordnung der Rawls'schen Überlegungen zur intergenerationalen Gerechtigkeit vgl. auch Höffe 2013b: 156ff.

ausreichender Ernährung oder Freiheit von vermeidbaren Krankheiten bis zu sehr komplexen Tätigkeiten oder persönlichen Zuständen, wie etwa am Gemeinschaftsleben teilzunehmen zu können und Selbstachtung zu besitzen« (ebd.). Auf diese Weise rücken neben den Grundgütern auch die persönlichen und sozialen Charakteristika in den Blick, »die eine *Umwandlung* von Grundgütern in die Fähigkeiten des Menschen ermöglichen, seine Zwecke zu verfolgen« (vgl. Sen [1999] 2007: 95, Hervorhebung im Original). Nussbaum führt im Rahmen ihrer eigenen Überlegungen zum Capability Approach eine Liste von grundlegenden Fähigkeiten ein, die Grundvoraussetzungen für ein gutes Leben umfassen und die daher »jede Gesellschaft für ihre Bürger*innen anstreben sollte« (Nussbaum 1999: 200):

1. »Fähig zu sein, bis zum Ende eines vollständigen menschlichen Lebens leben zu können. Nicht frühzeitig sterben zu müssen.
2. Fähig zu sein, eine gute Gesundheit zu haben (Ernährung, Unterkunft). Sexualität.
3. Vermeidung von unnötigem Schmerz und Leid.
4. Fähig zu sein, die fünf Sinne zu benutzen; fähig zu sein, zu phantasieren, zu denken und zu schlussfolgern.
5. Fähigkeiten, Bindungen zu Dingen und Personen zu unterhalten (Liebe, Fürsorge, Dankbarkeit, Sehnsucht, Trauer).
6. Fähig zu sein, sich eine Auffassung des guten Lebens zu bilden (Authentizität, Lebensplanung).
7. Fähigkeit zur sozialen Interaktion (Anerkennung, Mitgliedschaft, Freundschaft, Beruf usw.).
8. Fähig zu sein, in Anteilnahme für und in Beziehung zu Tieren, Pflanzen und zur Welt der Natur zu leben.
9. Fähigkeit zum Lachen, zum Spielen, zur Erholung, zum Genuss usw.
10. Fähig zu sein, das eigene Leben und nicht das von irgendjemand anderem zu leben.« (Liste nach Ott/Döring 2011: 84, vgl. auch Nussbaum 1999: 200ff.)

Ergänzt wurde diese Liste von Nussbaum in der neusten Version des Konzeptes, um die Rechte auf politische Partizipation, Eigentum und Berufsausübung unter fairen Arbeitsbedingungen (vgl. Ott/Döring 2011: 84). Insgesamt gehe es weniger darum,

»die einzelnen Fähigkeiten (etwa die des Schlussfolgerns) gleich zu verteilen, sondern darum, allen Menschen gleichermaßen die Ausübung aller dieser Fähigkeiten in unterschiedlichen Akzentuierungen zu ermöglichen. Allerdings ist die Ausübung einzelner Fähigkeiten nur in Grenzen durch die Ausübung anderer Fähigkeiten substituierbar« (ebd.: 85).

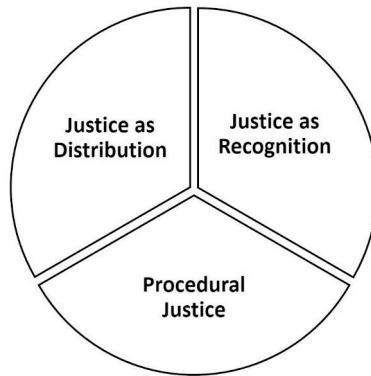
In Kombination mit der Liste der Grundgüter nach Rawls lasse sich daraus ein komplexer absoluter Standard der Gerechtigkeit entwickeln, wie Ott und Döring argumentieren (vgl. ebd.: 86). Die wichtigsten Grundgüter umfassen bei Rawls (1975: 112) »Rechte, Freiheiten und Chancen sowie Einkommen und Vermögen«. Darüber hinaus hebt er auch das Selbstwertgefühl als wichtiges Grundgut hervor. Auch wenn Ott und Döring (vgl. 2011: 101) grundsätzlich für einen komparativen Gerechtigkeitsstandard argumentieren, bewerten sie einen absoluten Standard dennoch als zentrales Moment einer Gerechtigkeitstheorie der Nachhaltigkeit. Gerade im Bereich der distributiven Gerechtigkeit sei es richtig, »einen (anspruchsvollen) humanitären Sockel einzuführen, der festlegt, worauf jeder lebende und jeder künftige Mensch einen legitimen Anspruch hat.« (Ebd.: 88)

Während Ott und Döring sich in ihrer Auseinandersetzung mit den gerechtigkeitstheoretischen Grundlagen der Nachhaltigkeit, trotz dem Bezug auf den Capability Approach, noch überwiegend auf distributive Fragen der Verteilung gesellschaftlicher Rechte und Güter konzentrieren, argumentiert David Schlosberg (vgl. 2007: 11ff.) in seiner grundlegenden Arbeit zur Umweltgerechtigkeit für ein trivalentes Modell von Gerechtigkeit, das neben Verteilungsfragen (*Justice as Distribution*) auch Fragen der Anerkennung (*Justice as Recognition*) und des Prozesses (*Procedural Justice*) berücksichtigt (vgl. Abbildung 3). Ein zentraler Punkt ist dabei, dass die unterschiedlichen Formen der Gerechtigkeit miteinander verbunden sind und interagieren (vgl. ebd.: 6). Es geht nicht nur darum, was, wie in einer Gesellschaft verteilt wird, vielmehr versteht Schlosberg Gerechtigkeit »as a balance of numerous interlinked elements of distribution, recognition participation and capability.« (Ebd.: 12)

Hinsichtlich der distributiven Gerechtigkeit bezieht er sich, wie auch Ott und Döring, vor allem auf Rawls (ebd.: 12f.). Fragen der Verteilung seien auch weiterhin zentral für jede Konzeption von Gerechtigkeit. Es sei jedoch angebracht diese zu ergänzen: »In moving towards justice, issues of distribution are essential but incomplete.« (Ebd.: 15) Dies gilt es auch für die Konzeption sozialer Nachhaltigkeit in dieser Untersuchung zu berücksichtigen. Schlosberg zufolge fordern anerkennungstheoretische Gerechtigkeitskonzepte distributionsorientierte Ansätze seit den 1990er Jahren mit dem Argument heraus, dass die ausschließliche Orientierung auf Verteilungsfragen die Gründe für Missverteilungen nicht hinterfrage. Vor allem die Überlegungen von Iris Young, Nancy Fraser sowie Axel Honneth spielten hierbei eine wichtige Rolle (vgl. ebd.: 14). Diese Theoretiker*innen, vor allem Young und Fraser, kritisieren den starken Fokus bestehender Gerechtigkeits-theorien auf ideale Schemata der Gerechtigkeit und die Vernachlässigung realer Ungerechtigkeiten und deren Zustandekommen (vgl. ebd.).

Unfaire Verteilung und fehlende Anerkennung sind demzufolge zwei distinkte Formen und Erfahrungen der Ungerechtigkeit, auch wenn sie in der Praxis oftmals verbunden sind (vgl. ebd.: 15). Anerkennung bezieht sich dabei im Gegensatz zur

Abbildung 3: Trivalentes Modell der Gerechtigkeit nach Schlosberg
(vgl. 2007: 11ff.) (eigene Darstellung)



distributiven Gerechtigkeit neben der institutionellen vor allem auf die kulturelle Ebene der Normen und der Sprache und verweist somit auf den sozialen und kulturellen Raum jenseits staatlicher Institutionen (vgl. ebd.: 16). Ihre Formen sind dabei vielfältig und mitunter schwer zu identifizieren (vgl. Walker 2012: 51). Vertreter*innen der »justice as recognition« argumentieren, so Schlosberg, dass »misrecognition – in the form of insults, stigmatisation and devaluation – is fundamental to the damage and constrains that are inflicted on individuals and communities and to the production of distributional inequalities« (ebd.: 50). Fehlende Anerkennung bildet somit sowohl eine eigenständige Dimension von Gerechtigkeit, da sie Menschen begrenzt und verletzt. Zugleich ist sie jedoch auch eine Grundlage für distributive Ungerechtigkeit (vgl. Schlosberg 2007: 14). Sie könne auch nicht einfach verteilt werden, wie mitunter von distributiven Ansätzen impliziert. Vielmehr argumentiert Schlosberg im Anschluss an Young: »recognition is not just a ›thing‹ [...], but a relationship, a social norm embedded in social practices« (ebd.: 23).

Als dritte Dimension der Gerechtigkeit neben der Verteilung und der Anerkennung führt Schlosberg die prozedurale Gerechtigkeit ein, die er als »fair and equitable institutional processes of a state« (Schlosberg 2007: 25) definiert. Zentral ist dabei die Frage der Beteiligung. Nur wenn für alle Menschen, die von einer Entscheidung betroffen sind, die Möglichkeit besteht sich zu beteiligen, sind gerechte Verteilungen zu erwarten (vgl. Walker 2012: 47). Dies gilt jedoch nicht nur – so ließen sich die Überlegungen erweitern – für staatliche, sondern auch für alle anderen Entscheidungsprozesse im sozialen Raum und somit auch für solche, die im Rahmen der alltäglichen Lebensführung stattfinden. Zusammenfassend stellt

Schlosberg fest: »Inequitable distribution, a lack of recognition, limited participation, and a critical lack of capabilities, at both the individual and group level, all work to produce injustice« (Schlosberg 2007: 39).

Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit als normative Zieldimension lässt sich entsprechend der dargestellten Überlegungen weiter ausdifferenzieren. Dabei spielen neben distributiven Aspekten auch Fragen der Anerkennung und der Ermöglichung von Partizipation eine wichtige Rolle. Dies ist für die Analyse der Lebensführung eine wichtige Konkretisierung, die als normativ-theoretische Sensibilisierung die Analyse der Lebensführungspraktiken in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten anleitet.

Auch hinsichtlich der ökologischen Dimension der Nachhaltigkeit lassen sich weitere Konkretisierung vornehmen. Die *ökologische Dimension* im Sinne einer normativen Zieldimension bezieht sich, wie bereits ausgeführt, in erster Linie auf die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen und die Intaktheit natürlicher Systeme. Virulent ist dabei die Frage des sogenannten Inklusionsproblems, also die Frage nach dem Eigenwert der Natur, jenseits ihres Nutzens für den Menschen und den damit verbundenen moralischen Verpflichtungen gegenüber Naturwesen (vgl. Ott/Döring 2011: 59). Während anthropozentrische Ansätze diese oftmals vernachlässigen, wird sie von Vertreter*innen physio- und biozentrischer sowie holistischer Ansätze besonders hervorgehoben (vgl. Ott et al. 2016: 11ff.).⁷ Dies bedeutet jedoch nicht, dass eine anthropozentrische Perspektive moralische Verpflichtungen gegenüber der Natur ausschließt. Ott und Döring (2011: 173) unterscheiden hinsichtlich des Inklusionsproblem zwischen zwei Kategorien des moralischen Status: dem »Selbstwert« und dem »Schutzgut«. Der Selbstwert beschreibt, ob und nach welchen Kriterien bestimmte Wesen »um ihrer selbst willen« (ebd.) schützenswert sind, also etwa aufgrund ihrer Fähigkeit, Schmerzen zu empfinden. Der Schutzwert verweist auf Naturwesen oder Naturgüter, die darüber hinaus als moralisch schützenswert anerkannt werden (vgl. ebd.). Entsprechend sind etwa aufgeklärt anthropozentrische Positionen möglich, die zwar nur wenigen Naturwesen einen Selbstwert zuweisen, aber eine große Menge an naturalen Schutzgütern identifizieren. Physiozentrische Positionen hingegen erweitern den Bereich der Wesen und Entitäten, denen ein Selbstwert zugeschrieben wird, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Reichweite. Während der Sentientismus »höheren« Tieren« (Ott et al. 2016: 12) einen Selbstwert zugesteht, schließen biozentrische Positionen alle Lebewesen und holistische Positionen darüber hinaus auch Unbelebtes und überorganische Ganzheiten mit ein (vgl. ebd.). Eine Berücksichtigung dieser Fragen wirkt sich direkt auf die Konstruktion der angemessenen Grenzen des gesellschaftlichen Naturverbrauches aus und ist aus diesem Grund für die Frage der

7 Schlosberg (2007: 40) verhandelt diese Fragen unter dem Begriff der »ecological justice«, die er von der anthropozentrisch ausgerichteten »environmental justice« abgrenzt.

Nachhaltigkeit von großer Relevanz und dementsprechend auch in der Analyse zu berücksichtigen.

Diese Untersuchung schließt dabei wiederum an Ott und Döring (vgl. 2011: 172ff.) an, die sich für einen graduellen Sentientismus aussprechen. Dieser gesteht höher entwickelten, empfindungsfähigen Tieren einerseits einen Selbstwert zu, erlaubt aber zugleich moralische Unterschiede zwischen Menschen und eben diesen Tieren zu machen. Entsprechend impliziert er »Verpflichtungen gegenüber höher entwickelten Tieren in Ansehung ihrer natürlichen Habitate« (ebd.: 175). Somit ist es hinsichtlich einer nachhaltigen Lebensführung angezeigt, den Ressourcenumsatz der Lebensführung zu reduzieren, um die fortschreitende Zerstörung natürlicher Habitate zumindest zu begrenzen.

6.2 Paradigmen des Nachhaltigkeitsdiskurses

Neben den verschiedenen Dimensionen der Nachhaltigkeit können auch unterschiedliche Positionen im Nachhaltigkeitsdiskurs unterschieden werden, die sich hinsichtlich Strategien und der Reichweite der geforderten Veränderungen unterscheiden. Eine solche Differenzierung wird zumeist entlang der Begriffe schwache und starke Nachhaltigkeit und anhand der Bedeutung wirtschaftlichen Wachstums und der Einschätzung zur Substitution von Naturkapital vorgenommen (vgl. Kraemer 2008: 18ff.; Huber 2011b: 157f.; Ott/Döring 2011: 103ff.; Görgen/Wendt 2015: 5). Die unterschiedlichen Positionen kommen dabei trotz gleicher, bzw. ähnlicher Problemanalyse zu völlig unterschiedlichen Schlüssen, welche Strategien und Veränderungen für eine nachhaltige Entwicklung notwendig sind, weshalb es für die konzeptionelle Grundlegung nachhaltiger Lebensführung im Rahmen dieser normativ-theoretischen Sensibilisierung wichtig ist, sie differenziert zu berücksichtigen.

Reinhard Steurer liefert eine hilfreiche Kategorisierung der im Diskurs vertretenen Positionen (vgl. Steurer 2010: 429). Grundlage hierfür bildet der Paradigmenbegriff von Thomas Kuhn (vgl. Steurer 2002: 28). Paradigmen lassen sich mit Kuhn (1981: 186) als »ganze Konstellation von Meinungen, Werten und Methoden usw., die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden« verstehen. Sie verbinden Vorstellungen über Phänomene, Kausalitäten und Praktiken zu »Glaubenssätzen« – sogenannten Axiomen –, die zusammen eine Art »Glaubenssystem« konstituieren und auf diese Weise die »diskursive Komplexität« für Akteure und Betrachter*innen reduzieren (Steurer 2002: 28). Zentral ist hierbei, dass Paradigmen nicht nur als analytisches Instrument oder heuristisches Konstrukt, sondern als geteiltes Weltbild zu verstehen sind (ebd.: 29).

In seiner Typisierung unterscheidet Steuer (vgl. 2010: 428ff.) zwischen schwacher, ausgewogener und starker Nachhaltigkeit (vgl. Tabelle 1). *Schwache Nachhaltigkeit* markiert dabei Ideen des gesellschaftlichen Mainstreams und korrespondiert

mit Vorstellungen einer ökologischen Modernisierung sowie Konzepten der Green Technology und der Green Economy.

Tabelle 1: Paradigmen der Nachhaltigkeit in Anlehnung an Steurer (2010: 429), vgl. auch Görgen/Wendt 2015: 6)

	Nachhaltige Entwicklung		
Differenzierungs-kriterien	Schwache Nachhaltigkeit	Ausgewogene Nachhaltigkeit	Starke Nachhaltigkeit
Substituierbarkeit des Naturkapitals	voll substituierbar	teilweise substituierbar	nicht substituierbar
Verhältnis von Menschen und Natur	anthropozentrisch	öko-anthropozentrisch	ökozentrisch
Vereinbarkeit von Wachstum und Umwelt	Zielharmonie zwischen Wachstum und Umwelt	Wachstum und Umwelt sind durch Umweltpolitik vereinbar	Zielkonflikt zwischen Wachstum und Umwelt
Grundhaltung	uneingeschränkt pro Wachstum	umweltfreundliches bzw. nachhaltiges Wachstum	nachhaltiges Wachstum nicht möglich
Strategie	Effizienz durch Marktkräfte und Wachstum	Effizienz und ökologische Konsistenz durch Politik und Markt	Suffizienz/Verzicht, Konsistenz (und Effizienz)
Vertreter*innen	neoklassische Ökonomie (Wachstums-optimist*innen)	keine spezielle Disziplin (Wachstums-optimierer*innen)	ökologische Ökonomie (Wachstums-kritiker*innen)
Verwandte programmatische Beispiele	Green Technology, Green Economy	Green New Deal, Sozial-ökologische Marktwirtschaft	Postwachstumsökonomie, -gesellschaft, Ökosozialismus

Diese Position setzt vor allem auf Effizienzsteigerung und neue Technologien, um Nachhaltigkeitsprobleme zu bearbeiten. Sie steht wirtschaftlichem Wachstum positiv gegenüber und postuliert eine Zielharmonie zwischen Wachstum und Umweltschutz. Bezüglich des gesellschaftlichen Naturverhältnisses ist sie klar anthropozentrisch ausgerichtet. Der Mensch steht also im Mittelpunkt des Ansatzes, während der Natur nur sehr begrenzt Eigenwert zugesprochen wird. Sie besitzt vor allem einen Wert als Kapital für die menschliche Entwicklung. Dieses ist – so die Annahme – durch andere Kapitalformen substituierbar. Ein Verlust an Naturkapital kann also durch den Aufbau von menschengemachtem Kapital wie Investitionsgütern, Technologie oder Institutionen, oder Humankapital wie Wissen und Bildung oder kompensiert werden (vgl. Steurer 2002: 248).

Dem Paradigma der schwachen Nachhaltigkeit gegenüber steht das Paradigma der *starken Nachhaltigkeit*, das mit Konzepten wie Postwachstum oder auch Ideen eines Ökosozialismus verbunden ist (vgl. Steurer 2010: 428). Das Paradigma speist sich zu einem großen Teil aus konsum- und wachstumskritischen, aber auch physiozentristischen Positionen, die nicht den Menschen, sondern die Natur ins Zentrum ihres Weltbildes stellen. Ihnen zufolge sind natürliche Kapitalien nicht durch andere Formen des Kapitals substituierbar und entsprechend zu schützen. Diese Position ist unter anderem in der internationalen Umwelt- und Klimabewegung stark vertreten (vgl. z.B. Shiva 2015: 84f.). Die Vertreter*innen gehen von einem starken Zielkonflikt zwischen Wirtschaftswachstum und Umweltschutz aus. Ein nachhaltiges oder grünes Wachstum ist demzufolge nicht möglich (vgl. z.B. Paech 2012: 69ff.). Dies bedeutet jedoch nicht, dass es keine Wachstumsphasen in einzelnen gesellschaftlichen Bereichen mehr geben kann. Wachstum im Bereich der erneuerbaren Energiegewinnung oder der Ausbau öffentlicher Transportinfrastruktur ist vielmehr häufig eine zentrale Forderung (vgl. Jackson 2011: 180). Auch wird immer wieder betont, dass die sogenannten Entwicklungs- und Schwellenländer einen moralischen Anspruch auf eine wirtschaftliche Entwicklung besäßen, um die globalen Lebensverhältnisse anzugleichen, während eine Schrumpfung der Wirtschaften und des Naturumsatzes der früh-industrialisierten Länder geboten sei (vgl. z.B. Sommer/Welzer 2014: 50f., Schmelzer/Vetter 2019: 160f.).⁸

Reine Effizienzstrategien werden von dem Paradigma als unzureichend zurückgewiesen, vor allem da die Erfahrungen zeigen, dass Effizienzgewinne oftmals nicht zu einer Reduzierung des Naturverbrauchs führen, sondern durch Wachstum und Mehrverbrauch an anderer Stelle überkompensiert werden. Solche »Rebound-Effekte« (vgl. Santarius 2015a) werden von Santarius sehr anschaulich an dem Beispiel des Autos und der Effizienzsteigerungen in der Motortechnik verdeutlicht. Die Fortschritte, die dort gemacht wurden, werden (über-)kompensiert, indem die Autos in den vergangenen Jahrzehnten immer luxuriöser, größer und schwerer wurden. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den heute so beliebten Sport Utility Vehicles (SUV) (vgl. Brand/Wissen 2017: 125ff.). Aber auch bei Kleinwagen ist dieser Trend zu beobachten. Der klassische VW Käfer aus dem Jahr 1955 (7,5 l) und der moderne VW Beetle aus dem Jahr 2005 (7,1 l) beispielsweise verbrauchen beide fast gleich viel Sprit auf 100 km. Während der VW Käfer mit 30 PS und einer Spitzengeschwindigkeit von 110 km/h jedoch nur 730 kg wog, bringt VW Beetle aus dem Jahr 2005 hingegen mit 1200 kg über 60 Prozent mehr Gewicht auf die

8 Eine Erklärung der Teilnehmer*innen der International Conference on Socially Sustainable Economic Degrowth for Ecological Sustainability and Social Equity in Paris 2008, die im *Journal of Cleaner Production* veröffentlicht wurde, bezeichnet dies als »right-sizing« und fordert einen entsprechenden Paradigmenwechsel in der nationalen und internationalen Ökonomie (vgl. Research & Degrowth 2010: 523).

Waage, hat mehr als doppelt so viele PS (75) und eine Spitzengeschwindigkeit von 160 km/h (vgl. Santarius 2015b: 169). Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch in anderen Bereichen beobachten. Für Vertreter*innen des Paradigmas der starken Nachhaltigkeit ist es demzufolge entscheidend, dass neben Effizienz- und Konsistenzstrategien auch Strategien der Suffizienz und Subsistenz treten, um den absoluten Naturverbrauch zu reduzieren (vgl. z.B. Paech 2012: 113ff., Sommer/Welzer 2014: 111).

Zwischen den beiden Polen starke und schwache Nachhaltigkeit finden sich Positionen, die dem Paradigma der *ausgewogenen Nachhaltigkeit*⁹ zugeordnet werden können (vgl. in der Folge Steuerer 2010: 429f.). Diese nehmen hinsichtlich der meisten Differenzierungskriterien eine Zwischenposition ein. Vertreter*innen dieses Paradigmas gehen, wie Steuerer darlegt, davon aus, dass eine absolute Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Ressourcenverbrauch sowie Umweltverschmutzung durch ernsthafte politische Interventionen und veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen möglich sind. Sie folgen der Idee des qualitativen Wachstums und sehen in den beobachtbaren Rebound-Effekten keine Gesetzmäßigkeit, sondern vielmehr das Resultat einer schwachen Umweltpolitik. Auch die Substituierbarkeit von Naturkapitalien sei jenseits überlebenswichtiger Ökosystemdienstleistungen, wie sauberer Luft oder stabilem Klima, möglich. Aus diesem Grund setzten sie vor allem auf Strategien der Effizienz und Konsistenz. Suffizienz sei nicht notwendig, solange die Wirtschaft auf einen nachhaltigen Wachstumspfad gebracht werde (vgl. Steuerer 2010: 430). Hinsichtlich des gesellschaftlichen Naturverhältnisses positionieren sie sich zumeist öko-anthropozentrisch. Konzepte die mit diesem Paradigma verbunden sind, sind unter anderem der sogenannte Green New Deal oder auch Ideen einer öko-sozialen Marktwirtschaft.¹⁰

9 Der Begriff der »ausgewogenen« Nachhaltigkeit soll hier keine positive Wertung markieren, in dem Sinne, dass ein Ausgleich oftmals positiv belegt ist. Am Beispiel von Steuerers Kategorisierung zeigt sich vielmehr die Schwierigkeit einer neutralen Begriffsbildung. Es ließe sich alternativ auch von »mittlerer« (Grunwald/Kopfmüller 2012: 68) oder »vermittelnder« (Ott/Döring 2011: 154) Nachhaltigkeit sprechen.

10 Neben den von Steuerer eingeführten Differenzierungskriterien können die Paradigmen auch mit verschiedenen Zukunftsvorstellungen verbunden werden, die hinsichtlich der Reichweite der politischen Zielsetzung variieren (vgl. Görgen/Wendt 2015: 5). So ließen sich im Anschluss an Frank Adler und Ulrich Schachtschneider (2010: 16ff.) verschiedene Ansätze für gesellschaftliche Wege aus der sozialökologischen Krise unterscheiden, die mit den Paradigmen korrespondieren: Fundamentaler Systemwechsel (starke Nachhaltigkeit), Phasenwechsel mit offenem Ausgang (ausgewogene Nachhaltigkeit) und Modernisierung im System (schwache Nachhaltigkeit).

Natürlich sind die unterschiedlichen Paradigmen idealtypisch konstruiert und stellen einen Versuch dar, den komplexen Diskurs zu strukturieren.¹¹ Im Diskurs selbst sind die Positionen deutlich diverser und es kommt zu Mischpositionen, etwa wenn Postwachstumsvertreter*innen eine anthropozentrische Perspektive einnehmen oder Vertreter*innen der schwachen Nachhaltigkeit der Natur durchaus einen Eigenwert zugestehen, beispielsweise im Rahmen eines aufgeklärten Anthropozentrismus.

Die Ordnung der Paradigmen erfolgt bei Steuerer, wie auch allgemein in der Literatur, vor allem anhand ökologischer Kriterien. Soziale Faktoren und Fragen der Gerechtigkeit spielen nur eine untergeordnete Rolle. Dabei lassen sich im Diskurs auch hier deutliche Unterschiede herausarbeiten, sodass sich auch hinsichtlich der sozialen Dimension zwischen unterschiedlich starken Positionen der Nachhaltigkeit differenzieren ließe. Bezüglich des Unterscheidungskriteriums wäre es möglich, auf die gerechtigkeitstheoretischen Überlegungen zurückzugreifen, die im letzten Unterkapitel diskutiert wurden. Starke Positionen der Nachhaltigkeit würden sich dementsprechend durch komparative inter- und intragenerationale Gerechtigkeitskonzeptionen auszeichnen und in der Folge eine Umverteilung gesellschaftlichen Reichtums, sowohl innerhalb unterschiedlicher Klassen als auch auf der globalen Ebene, postulieren, während sich eher schwache Positionen der sozialen Nachhaltigkeit auf die Erreichung absoluter Mindeststandards konzentrieren würden, ohne jedoch die bestehende Ungleichverteilung des Reichtums grundsätzlich infrage zu stellen.

Betrachtet man die Paradigmen innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses so zeigt sich bezüglich der aufgestellten Kriterien eine erstaunliche – wenn auch nicht absolute – Kohärenz zwischen den Positionen hinsichtlich der ökologischen und der sozialen Dimension. So argumentieren Postwachstumsansätze oftmals auch für eine starke globale Umverteilung (vgl. z.B. die Beiträge in Blätter für

11 Eine alternative Ordnung des Diskurses führt Karl-Werner Brand (vgl. 2014: 58ff.) ein. Den Ausgangspunkt seines Modells bildet das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung in der Variante einer ökologischen Modernisierung, von dem sich verschiedene Gegendiskurse kritisch abgrenzen. Diese Gegendiskurse lassen sich wiederum zwei zentralen Diskurssträngen zuordnen: Der eine richtet sich dabei auf ein anderes Verständnis von Natur, der andere auf ein anderes Verständnis von Entwicklung. Als wichtige ökozentrische Gegendiskurse nennt Brand neben radikal-ökologischen Paradigmen, wie der Tiefenökologie, dem Bioregionalismus oder auch dem Ökofeminismus, der auf gemeinsame Ursachen von Naturausbeutung und Frauendiskriminierung verweist, auch den Diskurs um die Grenzen des Wachstums (vgl. ebd.). Das Wachstums- und Entwicklungsverständnis, das sich im hegemonialen Konzept der nachhaltigen Entwicklung niederschlägt, wird zum einen aus einer anti-imperialistischen »Süd-Perspektive« als neo-koloniale Strategie und zum anderen aus einer »Nord-Perspektive« von Suffizienz- und Postwachstumsdiskursen kritisiert (vgl. ebd.: 61ff.).

deutsche und internationale Politik 2015 oder Schmelzer/Vetter 2019: 159ff.). Oftmals bilden egalitäre Gerechtigkeitspostulate gar einen zentralen Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, etwa wenn der ökologische Fußabdruck (vgl. Global Footprint Network o.J.) berechnet wird, auf den jeder Mensch weltweit einen Anspruch habe. Zugleich finden sich bei Positionen der schwachen Nachhaltigkeit, etwa Ideen einer ökologischen Modernisierung – wenn überhaupt – eher der Verweis auf absolute Mindeststandards. So etwa bei den SDGs (vgl. UN 2015a: 14), die man bezüglich Steuerers Modell jedoch schon der ausgewogenen Nachhaltigkeit zuordnen würde, da sie auf ein nachhaltiges Wachstum setzten und politische Interventionen und Rahmensetzung durchaus befürworten.

Insgesamt wird deutlich, dass reine Effizienzstrategien, die ausschließlich auf technologische Entwicklungen setzen, nicht ausreichen, um die formulierten Kriterien der Nachhaltigkeit zu erreichen. Vielmehr sind hierzu – ganz im Sinne einer sozial-ökologischen Transformation – grundlegende Veränderungen unserer Lebensführung erforderlich, die *auch* Strategien und Praktiken der Konsistenz, Suffizienz und Subsistenz beinhalten. Dennoch werden dadurch Effizienzsteigerungen nicht überflüssig. Sie sind weiterhin wichtig, müssen jedoch anders eingebettet und mit den anderen Strategien verbunden werden. Hinsichtlich der Analyse der Lebensführung lassen sich in der Folge alltägliche Praktiken sowohl hinsichtlich ihrer sozialen und ökologischen Auswirkungen als auch hinsichtlich der ihres Verhältnisses zu den Strategien der Effizienz, Konsistenz und Suffizienz differenzieren. Darüber hinaus ist die Differenzierung der Paradigmen auch für die Analyse der Diskurse und der allgemeinen normativen Ausrichtung der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten relevant.

6.3 Ebenen der Nachhaltigkeit: Zwischen Globalität und Lokalität¹²

Eine weitere wichtige Differenzierung des Nachhaltigkeitsdiskurses betrifft die gesellschaftliche Ebene, auf die Forderungen, Prozesse und Veränderungen ausgerichtet sind. Nachhaltige Entwicklung und die damit verbundene sozial-ökologische Transformation sind zunächst als umfassende, gesamtgesellschaftliche Projekte zu verstehen, die sich in vielen Bereichen auf eine globale Ebene beziehen (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 24). Infolge von Globalisierungsprozessen und den damit verbundenen Interdependenzen durch globalen Wertschöpfungsketten, Klimawandel und politische Entscheidungen wirkt eine

12 Dieser Abschnitt basiert teilweise auf Überlegungen, die im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Bedeutung zivilgesellschaftlicher Initiativen für eine nachhaltige Stadtentwicklung formuliert wurden (vgl. Görgen et al. 2016 und Görgen et al. 2017). Sie wurden für den vorliegenden Text überarbeitet und neu eingebettet.

rein nationale oder gar rein lokale Perspektive auf das Thema fast schon anachronistisch. Vielmehr wird immer deutlicher, dass die »imperiale Lebensweise« (Brand/Wissen 2017) in den frühindustrialisierten »Externalisierungsgesellschaften« (Lessenich 2018) vielfältige globale Auswirkungen zeitigt: Vom Klimawandel, über die Verschmutzung der Weltmeere, bis hin zu den ausbeuterischen Arbeitsbedingungen auf den Farmen, in den Minen und Fabriken der kapitalistischen Peripherie, all dies hängt direkt mit den Lebens- und Produktionsweisen des globalen Nordens zusammen (vgl. ebd.: 24ff., Brand/Wissen 2017: 43ff.).

Da große Teile der politischen Machtressourcen nicht auf globaler, sondern auf weiterhin auf nationaler, mitunter supranationaler Ebene, gebündelt sind, dürfen diese allerdings nicht vernachlässigt werden. Hier werden die Rahmenbedingungen vorgegeben, die die Möglichkeiten und Entwicklungen sozial-ökologische Transformation massiv beeinflussen. Zugleich erfolgen große Teile der konkreten Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung auf lokaler Ebene. Eine sozial-ökologische Transformation in Richtung Nachhaltigkeit bedarf entsprechend Anstrengungen auf allen gesellschaftlichen Ebenen. So wurde schon in den frühen 1990er Jahren die Relevanz kommunaler Transformationen für eine globale nachhaltige Entwicklung betont und im Rahmen der Agenda 21 eine Vielzahl von lokalen Initiativen initiiert (vgl. UN 1992: 291ff., ICLEI 2012: 14ff., Born/Kreuzer 2002: 6ff.). Ganz nach dem bekannten Motto der Umweltbewegung »Think global, act local«. Trotz dieser vielfältigen lokalen Agenda-Prozesse ist die erhoffte grundlegende Transformation in Richtung Nachhaltigkeit jedoch bis heute ausgeblieben. Vielmehr scheint die Regionalentwicklung in Deutschland weiterhin in erster Linie am Konkurrenzdenken des globalen Wettbewerbs und dem Wachstumsparadigma ausgerichtet zu sein (vgl. BUND et al. 2008: 398). Das Thema bleibt somit weiterhin relevant.

Dabei ist in den letzten Jahrzehnten ein starker Urbanisierungsschub zu beobachten. Inzwischen leben weltweit über 50 Prozent der Menschen in Städten und zeigen sich dort für ungefähr 75 Prozent der globalen CO₂-Emissionen verantwortlich (vgl. UNEP 2011: 4). Dies scheint auch politischen Akteuren bewusst zu sein. So hebt der WBGU in seinem Hauptgutachten von 2016 die »transformative Kraft« von Städten hervor und richtet den Blick auf diese Weise auf die lokale Ebene, insbesondere im urbanen Raum (vgl. WBGU 2016: 1). Und auch im Rahmen der globalen Agenda 2030, in der die SDGs festgehalten sind, wird die Bedeutung einer nachhaltigen Stadtentwicklung hervorgehoben (vgl. UN 2015a: 10). Dabei ist es zentral, die lokale Ebene nicht getrennt von ihrer globalen Einbettung zu betrachten, wie es mitunter in Beiträgen der Fall ist, die eine Relokalisierung fordern und sich stark auf den Begriff der Resilienz beziehen (vgl. z.B. Hopkins 2010, Andreae/Grundmann 2012, Hahne 2018; kritisch dazu vgl. Notz 2011: 74). Resilienz bezeichnet dabei die Widerstandspotenziale einer Region oder einer Stadt gegenüber ökologischen und sozialen Krisenerscheinungen (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 61f., Hahne 2018:

57ff.). Eine solche Perspektive läuft Gefahr, sich in einer gewissen Selbstbezogenheit zu verlieren, einzelne Gemeinden, Städte oder Dörfer zu lokalen Fluchtsinseln zu verengen und die oben beschriebenen globalen Interdependenzen der eigenen Lebensweise zu vernachlässigen. In einer vernetzten globalisierten Welt ist es jedoch weder möglich, noch erstrebenswert, sich von der Außenwelt abzukoppeln. Vielmehr muss die Vernetzung und Verankerung der Städte in regionale, nationale und globale Umwelten reflektiert werden, da dieser »Konnex« (Löw 2010: 96ff.) für die Entwicklung der Städte und Gesellschaften von zentraler Bedeutung ist. Für die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung ist es somit erforderlich, sowohl städtische Lebenswelten als auch andere lokale Arrangements so auszurichten, dass sie die Realisierung einer nachhaltigen Lebensführung und der damit verbundenen Praktiken ermöglichen. Die Fragen, welche Rolle dabei gemeinschaftliche Wohnprojekte spielen können und welche Formen der Lebensführung in ihnen realisiert werden, stehen in Zentrum dieser Untersuchung. Das folgende Kapitel fasst den bislang bestehenden Forschungsstand zu nachhaltigen Alltagspraktiken zusammen und stellt auf diese Weise eine Verbindung zwischen den diskutierten normativ-theoretischen Überlegungen und der Ebene der Lebensführung her.

7. Nachhaltigkeit im Alltag: Vom Umwelthandeln zur nachhaltigen Lebensführung

Die komplexen Diskurse zu Nachhaltigkeit schlagen sich auch in den bisherigen Analysen zu Nachhaltigkeit im Alltag nieder. Es existiert eine ganze Reihe von Arbeiten zu nachhaltigen Lebensstilen, nachhaltiger Lebensweise, nachhaltigen Praktiken und insbesondere zu nachhaltigem, bzw. umweltverträglichem Handeln und Verhalten. Eine Vielzahl der in diesem Rahmen thematisierten Fragen und Phänomene ist auch für eine differenzierte Konzeption einer nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung. Doch inwieweit ist eine Übertragung dieser Forschungsergebnisse auf Fragen der Lebensführung möglich? Was kann hier gelernt werden? Welche Probleme haben die verschiedenen Konzepte und Operationalisierungen nachhaltiger Praxis und wie gehen sie damit um? Diese und weitere Fragen stehen in der Folge im Fokus.

7.1 Entwicklung und Grenzen der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung

Wie bereits in der Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung angedeutet (vgl. Kapitel 1), ist die Beschäftigung mit umweltverträglichen und nachhaltigen Verhaltensweisen keineswegs neu. Bereits in den 1980er und vor allem in den 1990er Jahren wurden umfangreiche, überwiegend umweltsociolo-